

## Literatur

## Auf einer endlos langen Reise durch die Nacht

Wie soll man den Kindern von dem anderen Mann erzählen? Der Engländer Graham Swift begibt sich in die Gedankenwelt einer Frau, die vor einer delikaten Aufgabe steht.

Was zeichnet einen großen Schriftsteller aus? Das Anspruchsvolle seiner Kunst hat auch das Ansprechende zu sein. Und dies sollte der Dichter in einem neuen Werk so zur Geltung bringen können, dass er keinesfalls als tumber Wiederholungstäter dasteht. Graham Swift, 1949 in London geboren, ist ein Künstler dieser seltenen Spezies. Der Verfasser von zwei Erzählbänden und zehn Romanen gehört zu den wichtigsten Autoren der Nachkriegsgeneration seines Landes. Im Zentrum seiner Prosa steht häufig eine Person in einem krisenhaften Moment. Die Handlung ist ereignisarm, der oft mittelalte und aus der englischen Mittelklasse stammende Held sucht nach einer Wahrheit, die sich im intensiven selbsttherapeutischen Nachdenken über die Vergangenheit ergibt. Am Ende der inneren Monologe ist das Gesamtbild der Figur plausibel. Dabei ist der Leser erstaunt darüber, wie es gelingt, die im Grunde alltäglichen inneren Kämpfe eines unauffälligen Bürgers als beachtliche Taten erscheinen zu lassen, die von der Umwelt bis dato nur noch nicht wahrgenommen wurden. Als Gewinner gehen sowohl der Protagonist als auch der Bücherfreund vom Feld; beide sind nun reicher an Erlebnissen, Erfahrungen und Erkenntnissen.

Obschon alle Betrachtungen auf eine umstürzende Enthüllung zusteuern, sind die kleinen Geheimnisse interessanter, die *en passant* gelüftet werden. In den anbrandenden Wellen des Gestern drohen die Grübelnden und Berichtenden zu ertrinken; ihr Strohalm ist die Hoffnung, dass die Lebensbeichte, die meist eine fatale Selbsttherapie entblößt, die Zukunft positiv beeinflusst. Im Dasein der Memorierenden und Meditierenden verstreicht nur wenig Zeit. Der Adressat der atmosphärisch dichten, im Plauderton vorgetragenen Äußerungen ist abwesend; ihn vertritt der Leser, der insgeheim der Maxime des Romanciers zustimmt: „Das Erzählen hält sich nicht an Fakten und ist doch kein Betrug.“

Die Cleverness des in Cambridge geschulten Literaturwissenschaftlers Graham Swift liegt darin, seine erzählerischen Instrumente nie alle gleichzeitig, als dröhnendes Orchester einzusetzen, sondern sie einzeln erklingen zu lassen. So fällt beispielsweise die schwierige Lage des Archivassistenten Prentis im Roman „Alias Federball“ (1983) auf. So sticht im Roman „Ein erstes Leben“ (1986) die revuehafte Art heraus, in der Willy Chapman, ein Süßwarenhändler, seinen letzten Tag passieren lässt. So sind die frappierenden Bekenntnisse des Geschichtslehrers Tom Crick im Roman „Wasserland“ (1984) wie ein Winseln, das das Unvermeidbare vermeiden helfen



„Das Erzählen hält sich nicht an Fakten und ist doch kein Betrug“ – dieser Maxime folgt die Prosa von Graham Swift.

Foto dpa

soll. So drängen sich im Roman „Letzte Runde“ (1997) die peu à peu durchschaubar werdenden Rätsel nach vorn, die sich um den Metzger Jack Dodd ranken. Und so bleibt vom Roman „Das helle Licht des Tages“ (2003) vor allem das gedankliche Ringen des Privatdetektivs George Webb im Gedächtnis.

Von dem nun auf Deutsch erschienenen Roman „Im Labyrinth der Nacht“ wird man sich vermutlich vor allem an



**Graham Swift:**  
„Im Labyrinth der Nacht“. Roman.

Aus dem Englischen von Barbara Rojahn-Deyk. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2011, 318 S., br., 14,90 €.

den Bewusstseinsstrom der Protagonistin Paula Hook erinnern. Die neunundvierzig Jahre alte Frau liegt im Bett und denkt an ein Ereignis, dessen Eintreten sie für den nächsten Tag erwartet. Wir schreiben das Jahr 1995. Paula ist eine angenehme Kunsthändlerin und lebt mit ihrem Mann Mike, einem gutsituierten Zeitschriften-

verleger sowie ihren zwei Kindern in London. Die von ihr geschilderten Begebenheiten, Gefühle, Eindrücke und Ansichten wenden sich an ihre momentan schlafenden, sechzehn Jahre alten Zwillinge Nick und Kate: Am nächsten Tag sollen die beiden mehr erfahren über ein offenbar erschreckendes Detail, das ihre Herkunft betrifft.

Zuvor jedoch geht es um menschlich-allzumenschliche Vorkommnisse im Leben von Paula und ihrer Familie, die der Autor Swift in schöner Schlichtheit beschreibt: wie zum Beispiel Paula, als sie noch ein Kind war, ihrem Vater, einem Obersten Richter, heimlich bei der Arbeit zuschaut; wie eine Katze ein Liebespaar zu Sex inspiriert; wie jemand fremdgehen muss, um die Liebe zu seinem Partner zu erproben; und wie ein „Lied über Kummer und Herzleid und Trennung“ zwei Menschen an ihr Glück und ihre Zusammengehörigkeit erinnert. Vor allem in diesen Momenten wird der von Barbara Rojahn-Deyk einfühlsam ins Deutsche übersetzte Roman zu einem Buch, das man nur ungern aus der Hand legt.

Die Prosa von Graham Swift enthält viele feinsinnige Beobachtungen über die Widersprüchlichkeit der *Conditio humana*. „Im Labyrinth der Nacht“ erweist er sich dabei abermals als Meister der Empa-

thie. Wie kann sich jemand von einer Person angezogen fühlen, die im Umgang die Grenzen des guten Benehmens überschreitet? Wie soll es ohne viele Worte einleuchten, dass eine Mutter über ihre geliebten Kinder denkt: „Ihr seid ein Wunder, ihr seid eine Freude, ihr seid eine Qual“? All dies ist möglich, weil der Autor seiner Haltung folgt, am besten nur über das zu schreiben, was er nicht kennt, um der Phantasie genug Raum zu geben.

Wie bei manch anderen früheren Veröffentlichungen Swifts hat die angelsächsische Kritik auch auf diesen Roman reserviert reagiert. Es scheint bizarr, dass eine Frau trotz enger Beziehung zu ihrem Nachwuchs fürchte, eine überraschende Mitteilung könne in ein familiäres Desaster führen. Es sei ungläubhaft, dass eine Mutter ihren Kindern von einem Ehebruch minutiös erzähle. Und es zeuge von einer übermäßig kontrollierten Erzählweise des Autors, dass er seine Heldin Paula erst nach langem Anlauf zum Kern ihres Anliegens vordringen lasse. Doch wer derauf argumentiert, hat wenig verstanden. Allein ein poetischer Riese stellt das vermeintlich Unlogische als das einzig und nachvollziehbar Logische dar. In seinem Roman „Im Labyrinth der Nacht“ zeigt sich Graham Swift auf der Höhe seines Schaffens. THOMAS LEUCHTENMÜLLER

## Die Boeing im Eiffelturm

Amélie Nothomb spielt mit menschlichen Ängsten

Es gibt viele Gründe, warum Beziehungen scheitern – und mindestens so viele Möglichkeiten, damit umzugehen. Zoïle wählt einen ungewöhnlichen Weg, seine Frustration zu bewältigen. Das liegt vielleicht daran, dass die Umstände, die seiner Liebe zu Astrolabe keinen Raum erlauben, ebenfalls nicht alltäglich waren. Und dass eine Liebesgeschichte von Amélie Nothomb, die schon in früheren Romanen bewiesen hat, dass es für sie kein Tabu gibt, nicht gewöhnlich sein kann.

„Winterreise“ ist der jüngste Roman der 1967 geborenen Belgierin, die seit Jahren wie am Fließband schreibt, jeden Tag mindestens vier Stunden, aber stets nur ein Werk pro Jahr veröffentlicht. Viele ihrer Bücher sind autobiographisch geprägt: Sie erzählen das Leben einer Diplomatenochter, die überall und nirgends zu Hause ist. In „Winterreise“ erteilt Amélie Nothomb aber Zoïle das Wort. Der Heizungsfachmann soll erzählen, warum er sich am Pariser Flughafen Roissy Charles de Gaulle befindet, mit dem Plan im Kopf, in vier Stunden eine vollbesetzte Boeing 747 in den Eiffelturm zu steuern.

Natürlich ist es eine Frau, die Zoïle in diese Verzweiflung getrieben hat. Vom ersten Moment an hatte er sich in die junge Astrolabe verliebt, die zusammen mit der behinderten Aliénor in einer ungeheizten Dachwohnung überwintert, in dicke Schichten Kleider gehüllt, mit Brandwunden von geplatzen Wärmeflaschen an den Händen. Astrolabe will weder Hilfe annehmen noch mit ihrem Verehrer ausgehen. Sie hat mit der „Bekloppten“, wie Zoïle die an einer Form von Autismus leidende, sehr begabte Frau nennt, einen Vertrag abgeschlossen: Sie wird sie nie alleinlassen. Das sind denkbar ungünstige Voraussetzungen für eine Beziehung, auch wenn Astrolabe sich zu dem philologisch gebildeten Zoïle hingezogen fühlt. Ihr Pflichtbewusstsein und die Unselbstständigkeit von Aliénor lassen keinen Platz für Zweisamkeit.

Amélie Nothomb versteht es, ernste Situationen auf einmal ins Groteske kippen zu lassen. Ihr Sätze sind einfach und klar

und wirken nicht selten apodiktisch. Das ist unterhaltsam. Aber auch wenn Zoïle seine Angebotete Astrolabe bisweilen „Meine Kälte-Fata-Morgana“ nennt, so bleibt er seiner Überzeugung treu, dass sie „die Güte an sich“ ist – die er um jeden Preis besitzen will. Er hört Schubert, schreibt schwärmerische Briefe und lädt die beiden Frauen schließlich zu den elektrischen Klängen von Aphex Twin auf eine ungewöhnliche Reise ein. Aber auch das bringt ihm Astrolabe nicht näher. Am Ende gibt es für Zoïle nur einen Ausweg: „Wenn selbst das Prunkstück der Menschheit nicht mehr taugt, sollte man mit der Gesamtheit aufräumen.“

Dafür gäbe es, besonders in der Phantasia einer Amélie Nothomb, mehrere Möglichkeiten. Sie wählt eine, die man in Zeiten, in denen Bahnhöfe und Flughäfen von Polizisten patrouilliert werden, regel-



**Amélie Nothomb:**  
„Winterreise“. Roman.

Aus dem Französischen von Brigitte Große. Diogenes Verlag, Zürich 2011, 128 S., geb., 18,90 €.

mäßig Terrorverdächtige festgenommen und Anschläge vereitelt werden, aber nicht lesen möchte. Amélie Nothomb mag es, in menschliche Abgründe zu tauchen und zu provozieren – das hat sie zuletzt mit ihrem Roman „Reality-Show“ bewiesen, in dem sich die Teilnehmer einer Fernsehshow in ein zum Spaß eingerichtetes Konzentrationslager begaben. Aber die Leichtigkeit, mit der sie Zoïles Plan rechtefertigt, ihn ins Flugzeug steigen und dort die bald Sterbenden begrüßen lässt, ist geschmacklos. Dass Zoïle von sich selbst behauptet, er sei kein Terrorist – „um sich von dem Abschaum zu unterscheiden, der einen Vorwand für seinen Hass brauche“ –, ändert daran auch nichts. NINA BELZ

## Brauche sofort eine Million

Daniyal Mueenuddin packende Stories aus Pakistan

Es ist ein gigantisches, doch zerfallendes Imperium, das der greise K. K. Harouni hinterlässt. Er und seine verzweigte Sippe hatten sich daran gewöhnt, über beinahe unbegrenzte Mengen Geldes zu verfügen, und obwohl die Familie nicht einmal hundert Jahre in der Gegend im Punjab wurzelt, hielt der Latifundienbesitzer seine Untertanen für unbedingt loyal. Weit gefehlt! Telegramme wie „Brauche sofort fünfzigtausend“ setzen eine Kette von Transaktionen in Gang, bei denen der Verwalter Jaglani sich sukzessive die Filetstücke der Ländereien mittels Strohmännern unter den Nagel reißt und den anderen Teil gegen Schmiergelder an korrupte Beamte und Militärs verschachert. Den Alten kümmert es ohnehin nicht.

Eine Welt zerbricht, und sie ist keine Träne wert. Korruption, Nepotismus, Verschwendungssucht, Ignoranz gegenüber den sozialen und wirtschaftlichen Missständen des Landes höhlen die Macht der alten Eliten aus. Elend und Hilflosigkeit dominieren den Alltag einer wie Leibgeine gehaltenen Dienerschaft. Die Aussichten sind düster.

Als brutalen, fragmentierten Ort, an dem nichts funktioniert, beschrieb Daniyal Mueenuddin neulich in einem Interview seine Heimat Pakistan, ein Land, in dem Macht allein darüber definiert sein kann, ob das Haus über Elektrizität verfügt oder die Auffahrt asphaltiert ist. Seit dem Ende der britischen Kolonialmacht herrsche ein Vakuum, und keine zivile Kraft sei in Sicht, die sich dem Chaos entgegenstellen könnte. Entsprechend hoffnungslos sind die emotionalen Landschaften – zumal die zwischen den Geschlechtern – in diesem hochgelobten Debüt.

Ähnlich wie in Turgenjews „Aufzeichnungen eines Jägers“ oder in Balzacs „Menschlicher Komödie“ kreisen die acht Erzählungen um ein durch den alten Harouni und seine Dienerschaft verbundenes Figurenensemble. Mit dieser ebenso konventionellen wie eleganten Methode gelingt Mueenuddin ein Querschnitt durch die pakistanische Gesellschaft und ein deprimierendes Sittenbild eines Landes, in dem es

stets um Macht und Einfluss, überraschenderweise aber nie um Religion geht.

Die eigene Biographie lieferte reichlich Material. Als Sohn eines pakistanischen Politikers und Landesbesitzers und einer Amerikanerin 1963 in Los Angeles geboren, wuchs Daniyal Mueenuddin in Pakistan auf, bis die Mutter nach der Trennung vom Vater in die Vereinigten Staaten zurückkehrte, wo er am Dartmouth College studierte und nach einem Intermezzo in Pakistan in Yale Jura studierte. Es folgten Jahre als Anwalt in New York. Heute lebt der Weltenbürger als freier Autor wieder im Süden des Punjab, wo er die vom Vater geerbte Farm nach westlichen Unternehmensmethoden zu führen sucht.

Die Sprache und Metaphorik des Erzählers passt sich chameleonartig seinen Helden an, etwa bei der Magd, die sich zum Schutz erst dem Koch und dann dem Verwalter an den Hals wirft, bis dieser zu seiner Frau zurückkehrt und die junge Frau und das gemeinsame Kind dem Elend überlässt. Bei den oberen Zehntausend geht es zwar mit der Nonchalance eines Fitzgerald oder Capote zu, doch unter der eleganten, im Ausland geschulten Lebensart lauern Kländendünkel und Machtinstinkt, wie eine amerikanische Studentin in Paris beim Treffen mit ihren pakistanischen Schwiegereltern in spe erfahren muss. Die Freiheit ist immer anderswo, nur nicht in Pakistan. Für die einen ist Glück eine Atempause im Überlebenskampf, für die anderen eine Auszeit von den Fesseln des Clans. Am Ende der Träume steht nicht die Enttäuschung, sondern eine deprimierende Leere – in den Hütten wie in den Palästen. SABINE BERKING



**Daniyal Mueenuddin:**  
„Andere Räume, andere Träume“.

Aus dem Englischen von Brigitte Heinrich. Suhrkamp Verlag, Berlin 2010, 290 S., geb., 19,90 €.

## Schallplatten und Phono

## Sie mögen Lyrik, wenn sie nicht schreit

Braucht der Jazz eigentlich Texte? Durchaus, wie zwei unkonventionelle Veröffentlichungen zeigen: Andreas Schnermanns poetischer Clan und Werner Haslers Nahost-Klänge.

Auch wenn Deutschlands präsensteste Medienstimme Christian Brückner mit seinem jazzenden Sohn Kai immer einmal wieder dem Genre „Rezitation und Jazz“ gelungene Formen abringt – so eine richtig große Nummer eigener Kraft und Entwicklung ist aus der Begegnung von Jazz und gesprochenem Text über die Jahrzehnte hinweg nicht geworden. Auch im HipHop nicht, wo etwa Branford Marsalis die flüchtigen Versuche Mitte der neunziger Jahre mit seiner Gruppe Buckshot LeFonque längst weit hinter sich gelassen hat oder wo der derzeit (auch politisch) engagierte Jazz-Rapper, der farbige Engländer Soweto Kinch, seine kleinen Textszene weitgehend von seinem hochfahrend virtuosens Alt saxophonspiel im aktuellen Free-Bop-Stil auseinanderhält. Es muss wohl daran liegen, dass die Jazzer eigentlich nur spielen und ihre transzendente Musik nicht durch irdisch konkrete Texte stören lassen wollen. Und die Literaten fühlen ihre Textvermittlung durch den selbstverliebten Jazz auch eher beeinträchtigt als gefördert.

Solche Beobachtungen bieten sich an, weil der deutsche Pianist und Komponist Andreas Schnermann mit seinem „Poetryclan“ ein Konzept ersonnen hat, bei dem die Verbindung von Wort und Jazz ohne die beschriebenen Einschränkungen gelingt. Schnermann hat englische Liebeslyrik von Shakespeare bis in die Gegenwart ausgesucht und vertont – großes Kino der Gefühle durchaus, manchmal vielleicht etwas zu bebend romantisch, aber immer auf hohem literarischem Niveau.

Schnermann hat sich mit großer Weisheit eine neue Lösung ausgedacht. Rezitation und Musik sind nämlich getrennt, von einigen kaum spürbaren beiläufigen Instrumentaluntermalungen von Textfragmenten abgesehen. Die Vertonung der Texte aber wird in gedankvollen Kompositionen gesungen und gespielt; gelesen werden sie davor



**Kamiliya Jubran, Werner Hasler, Wanabni**

Zigzag/Outthere 1000302 (Edel)

in deutscher Übersetzung, hergestellt mit genialischer Sensibilität und unter Berücksichtigung sogar der originalen Versmaße und Reimschemen von dem jungen Historiker, Literaturliebhaber und großen Englischkenner Johannes Tröger, der sogar ein eigenes Gedicht beigeistert hat.

Auf diese Weise können sich Rezitation und Musik nicht in die Quere; oder, anders gesagt, beide können sie ihre wahren Stärken entfalten: Die Inhalte versteht man und merkt man sich ohne Anstrengung, und zum Singen eignet sich nun mal die englische Sprache besser mit ihrem ganz speziellen Flow.

Die Sprecher-Abteilung in diesem Künstlerkollektiv ist eine All-Star-Veranstaltung deutscher Zunge, Otto Sanders, Maria Schrader, Roger Willemssen, Hannah Herzsprung und andere – und Christian Brückner. Sein gitarrespielender Sohn und dessen fester Partner, der glänzende Saxophonist Jan von Klewitz, sind auch dabei, dazu Trompete, Bass, Schlagzeug, aber eben nie gleichzeitig mit dem Vorleser.



Arbeitsteilung: Die Texte werden von Kamiliya Jubran auf Arabisch gesungen, die Musik von Werner Hasler ist Schweizer Wertarbeit.

Foto Reto Andreoli

Natürlich steht und fällt das ganze Projekt mit der Sängerin, und das ist die in solchen Aufgaben erfahrene Inga Lühning. Sie ist so etwas wie ein Gegenentwurf zu gewissen Praktiken des deutschen Kunstlieds, bei denen man manchmal das Gefühl hat, seine über-eifrigen Textillustratoren wären erst glücklich, wenn sie dem Hörer auch noch den Unterschied zwischen Komma und Semikolon akustisch verdeutlicht hätten. Die Lühning interpretiert nicht, sie singt. Ihr Gesang ist ganz Linie, Kantilene, Melos, Anmut, Schönheit. Der Klang, die Töne mit ihrer sanften Schärfe und dem zart unverkrampten Vibrato sind schon Poesie genug; die Texte kennt man ja schon, man braucht sie nicht noch mal eingerieben zu bekommen, zumal sich Schnermann in seinen Kompositionen schon Mühe gibt, die Inhalte unaufdringlich und übergreifend zu charakterisieren. Die Akzeptanz von Stimmen ist nun einmal komplett irrational. Die einen kriegen bei der Callas die Gänsehaut, die anderen – nun ja, vielleicht bei der Lühning. Nach den Gründen zu fragen ist die Aufforderung zum Schwafeln.



**Schnermann's Poetryclan, All What Love**

Tinseltown Records 11-001

Eine andere CD mit ganz außer-gewöhnlichen Beziehungen wichtiger Texte zu ihrer Vertonung gehört hier noch her. Es ist eine Produktion der palästinensischen Sängerin mit israelischem Pass Kamiliya Jubran und des Schweizer Trompeters und Elektrikers Werner Hasler. Gesungen wird hier arabisch. Die Texte stehen in französischer und englischer Übersetzung im Begleitheft der CD. Sie stammen von jungen Arabern aus Syrien, Jordanien, dem Irak und Marokko, einer auch von einem Griechen und handeln in wundervoller, aber auch bestürzender Bildsprache von Entwurzelung, verlorenen Träumen, Sinnsuche in der Geschichte, von Exil, Hass, Gewalt, von Liebe auch mal. „Wie die Vergangenheit und die Gegenwart zeigt uns die Zukunft nichts als den Staub der Wege“ heißt es in einem der Gedichte.

Diese Lyrik schreit nicht, sie spiegelt beschädigte Lebensläufe in einer Welt, von der wir uns in unserem von Mülltrennung und Diätetempfehlungen umsorgten Dasein nicht wirklich eine Vorstellung machen können. Eine Ahnung aber schon. Die Musik treibt uns diese Lyrik in Wahrnehmungsbereiche, die Texte allein nicht erreichen können. Sie ist eine Art erweitertes Accompagnato ohne Strophen- und andere größere Wiederholungsformen, aber von enormer Klangvielfalt und einer geradezu bedrohlichen atmosphärischen Dichte.

Kamiliya Jubran artikuliert mit den typischen Zügen arabischer Vokal-Ästhetik, aber mit dem übergreifenden Gestaltenreichtum und der variablen Ausdrucksstärke einer Frau, die viele Studien zwischen Volks- und Kunstmusik betrieblen und in eigenen Liedern schon lange die arabische Wirklichkeit kommentiert hat. Sie ist die Tochter eines Oud-Bauers und spielt das Instrument auf dieser CD minimalistisch mit großem Effekt. Werner Hasler macht mit seinen kargen, düsteren, tiefenschärpen Sound-Tableaus diese CD zu einem angehenden Gesamtwerk, für das sich so schnell kein Beispiel finden wird.

Kleiner Zufall oder auch nicht: Schnermann und Hasler waren fünf Jahre Studienfreunde an der Swiss Jazz School in Bern. ULRICH OLSHAUSEN